

Arbeit als Boden unter den Füßen

Diagnose Nierenversagen: Für Iris Damb ein Wendepunkt – Ihr Chef schätzt sie dafür umso mehr

Von Christoph Urban

Ob sie lebensmüde sei, habe ihr Arzt von ihr wissen wollen, erzählt Iris Damb. Er war extra noch einmal zurück zu ihr ins Patientenzimmer gekommen, um sie das zu fragen.

Es war die Osterwoche 2017, Iris Damb lag im Krankenhaus. Blut abgenommen hatten ihr die Ärzte zweimal: Beim ersten Mal glaubten sie, es sei etwas schief gelaufen. Die Nierenwerte waren so schlecht, das könne nicht stimmen.

Die Diagnose Nierenversagen habe sie so gelassen hingenommen, dass ihr Arzt besorgt zurückkam. Lebensmüde? Die Frage habe sie gar nicht verstanden, sagt Damb. „Hä, warum? Heulen hilft ja nicht.“

Seit März 2017 muss sie dreimal pro Woche zur Dialyse. Ihr Blut wird dabei 13 Mal aus ihr herausgepumpt, gereinigt, und wieder hineingepumpt. Das hat sie selbst ausgerechnet. Bei der Dialyse hat man Zeit zu rechnen, oder zu reden.

Nicht mehr arbeiten? „Das wäre der Horror“

Für andere Patienten sei das der Höhepunkt der Woche, erzählt Damb. Der Nierenausfall bremse Patienten von 100 auf null herunter, die Krankenkasse schreibe sie arbeitsunfähig, sie sitzen zu Hause, verlieren alle Strukturen. Dann quatschen sie bei der Dialyse die Krankenschwester zu über „Game of Thrones“ oder den FC Bayern, weil die Blutwäschen die einzigen Male sind, wo sie mit Leuten zusammenkommen. Manche sagten zu ihr, erzählt Damb: „Mei, bist du blöd, dass du noch arbeitest.“ Aber, nicht mehr arbeiten – „das wäre für mich der Horror“, sagt sie. Sie fühle sich nicht krank, nur in den vier Stunden jeden Montag, Mittwoch und Freitag, an denen sie an der Maschine hängt.

Sie schmeckte nicht mehr, was sie aß

Ihre Nieren hatten versagt, weil ihr Hausarzt ihr nach einem Gicht-Anfall Ibuprofen verschrieben habe. Über fünf, sechs Jahre lang habe sie regelmäßig 800er Tabletten genommen. Jeden Tag drei, vier Stück, sagt sie.

Dann schmeckte sie nicht mehr, was sie aß. Das Schmerzmittel hatte ihre Nieren so geschädigt, dass sie ihr Blut nicht mehr reinigten. Das Gift in ihrem Körper störte ihren Geschmackssinn.

Iris Damb wusste nicht, was los war. Sie kochte sich Sauerkraut – sogar das schmeckte nach nichts.

Tags darauf war ihr schwindlig, ihre Hände zittrig. Wenn sie ihren Kopf bewegte, war das Bild weg, erzählt sie.

Ihr Vater habe sie ins Krankenhaus gefahren, die Ärzte behielten sie über Nacht. Extrem hoher Blutdruck, Eisenmangel, erst mal Cortison. Die Tage darauf wurde es schlimmer, sie musste sich übergeben. Erst nach ihrer ersten Dialyse, am fünften Tag im Krankenhaus, ging es ihr etwas besser.

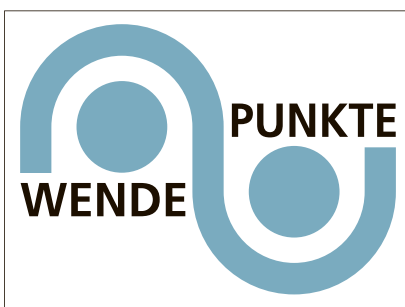
Eine Gewebeprobe bestätigte den Verdacht: Nierenversagen. Und damit kamen Fragen.

Was ihr fehlt? Beeren, Kirschen, Tomatensoße

Was darf sie noch essen? „Alles, was gesund ist, nicht“, sagt Iris Damb. In Beeren und Obst steckt viel Kalium. Das belastet, nicht abgebaut, Muskeln und Nerven. „Das merkt man von einer Sekunde auf die nächste“, sagt sie. Es zieht einem die Füße weg. Zu viel, und es trifft nicht nur die Beine, sondern auch den Herzmuskel. Darum hat sie immer einen Notfallbeutel dabei, da ist „ein Pulver“ drin, das sie dann einnimmt.



Iris Damb, 39, und ihr Chef, Michael Krause. Seit 2017 muss sie dreimal pro Woche zur Dialyse. Ihr Chef sagt, sie ist wegen ihres Wendepunkts umso wertvoller für die Firma – und schenkt ihr bei vollem Lohn einen freien Tag pro Woche.



Am meisten, sagt Damb, fehlen ihr Beeren, Kirschen und Spaghetti mit Tomatensoße. Zu den Dialyse-Terminen nimmt sie nun mit, was sie sonst nicht essen darf, und isst es währenddessen. Die Ärzte sehen am Blutbild innerhalb von Sekunden, wie stark der Kalium-Wert steigt.

Ihr Wert liege meistens zwischen 6,5 und 7,2. Vier bis fünf ist ok, sagt sie, sieben bis acht ist schlecht. Die Blutwäsche baut das Kalium wieder ab. Flüssigkeit darf sie pro Tag nur 1,2 Liter aufnehmen – das schließt die Flüssigkeit im Essen mit ein.

Hoffnung Spenderniere? „Risiko wird kleingeredet“

Würde eine Transplantation helfen? Sie habe Voruntersuchungen machen lassen und sich ein Kran-

kenhaus ausgesucht, sagt Damb. Aber was ihr Ärzte und andere Patienten sagten, habe ihr gar nicht gefallen.

Nach der Transplantation sei es ihm erst einmal ein Jahr lang furchtbar gegangen, habe ihr jemand erzählt, der schon zwei Transplantationen hinter sich hat.

Damit der Körper die fremde Niere nicht abstößt, muss man mit Medikamenten das Immunsystem unterdrücken. Das erhöht das Krebsrisiko. Münchner Ärzte hätten ihr gesagt, es gebe abgestimmte Chemotherapien, speziell für Transplantationspatienten, die das fremde Organ schonen. Aber das will sie sich nicht antun.

„Vom vielen Cortison gehst du auf und wirst depressiv“, sagt sie kopfschüttelnd. Und wenn man bei der Einnahme der Immunsuppressiva einen Fehler mache, sei das eine Katastrophe. „Die Risiken werden kleingeredet“, sagt sie. Außerdem: Auf der Liste warte man zehn, zwölf Jahre auf ein Organ.

Da hofft sie lieber, dass in der gleichen Zeit künstliche Nieren gut genug erforscht sind. Darüber habe sie sich auch informiert, im Klinikum Großhadern. Das Grundmaterial aus dem Silicon Valley, die Stammzellen aus Israel, sagt sie. So

oder so wird sie mindestens die nächsten zehn Jahre auf die Dialyse angewiesen sein.

„Ohne Arbeit hätte es mir die Füße weggezogen“

Die drängendste Frage für Iris Damb: Wie lässt sich das mit ihrer Arbeit vereinbaren? Damb arbeitet in der IT-Branche, bei einer Firma im Gründerzentrum Straubing-Sand. Seit acht Jahren ist sie im Unternehmen – das ist enorm in einer Branche mit hoher Mitarbeiterfluktuation. Entsprechend schätzt sie ihr Chef Michael Krause.

Aber die Erkrankung hat das Verhältnis der beiden auf die Probe gestellt. „Das ist wie in einer Beziehung“, sagt Krause. „Wie gut das Zusammenleben funktioniert, merkt man erst, wenn es einem mal schlechter geht.“ An den ersten Tagen im Krankenhaus habe er sie jeden Tag angerufen. „Wie lange noch?“ – „Michael, keine Ahnung.“ Das braucht Vertrauen.

Als sie nach zwei Wochen aus dem Krankenhaus entlassen wurde, sei sie als erstes auf einen Arbeitstermin gefahren. Vier Stunden mit dem Auto nach Frankfurt. „Das war Freiheit“, sagt Damb. „Wenn die Arbeit auch noch weggewesen wäre,

hätte es mir die Füße weggezogen.“ Das wäre für sie das Schlimmste: „Wenn du nichts mehr hast, wo du gebraucht wirst.“

System ist nicht bereit für Nierenkranke, die arbeiten

Doch frei ist sie seit ihrer Erkrankung nie mehr ganz. Erst wollte sie vormittags an der Dialysmaschine hängen und nachmittags arbeiten. Aber die Krankenkasse habe gesagt: Geht nicht, Krankenschreibungen gelten den ganzen Tag.

Dann hat sie sich einen Zugang für mobile Dialysen legen lassen. Dabei läuft ihr eine Zuckerlösung in den Bauch, etwa 300 Milliliter pro Minute, sagt sie. Die Flüssigkeit zieht Giftstoffe durch das Bauchfell und trägt sie aus dem Körper. „Davon merkt man gar nichts, außer man springt rum.“

Das hat funktioniert, bis ihr eines Nachts bei der Dialyse das Bauchfell riss. Zwölf Liter Flüssigkeit seien in ihren Bauch gelaufen. Wehgetan hat das nicht, sie habe nur am Morgen gedacht, sie sei schwanger, sagt sie lachend. Was tut man da? „Warten, bis man es rausgebieselt hat“, sagt sie und lacht noch mal. Das habe eine Woche lang gedauert, acht Liter hätten zusätzliche Dialysen aus ihr herausgepumpt.

Seitdem muss sie wieder im Krankenhaus dialysieren, Montag, Mittwoch und Freitag. Das macht spontane Arbeitsreisen schwierig. Gastdialysen müsse man sechs Wochen vorher anmelden. Für arbeitsunfähig Geschriebene kein Problem, für Iris Damb schon. „Das System grenzt aus“, sagt ihr Chef.

Umso wertvoller wegen des Wendepunkts

Auch für ihn ganz persönlich war die Erkrankung seiner Mitarbeiterin ein Einschnitt, sagt Krause. „Wenn sie einem sagt, wegen der Krankheit gehen ihr zehn, fünfzehn Jahre verloren – da denkst du schon auch über dein Leben nach.“ Dabei ist die Zeit, die die Dialyse frisst, nicht eingerechnet. Die Blutwäsche belastet die Knochen, man wird matt. Seit ein paar Wochen habe sie Nervenschmerzen, sagt Damb.

Michael Krause hat sie deswegen zu sich ins Büro gebeten und gesagt: „Ich schenk' dir einen Tag.“ Zuerst habe sie nicht verstanden, was er meint, sagt sie. Jetzt arbeitet sie vier statt fünf Tage die Woche, bei vollem Lohn.

Für ihre Firma ist sie wegen ihres Wendepunkts umso wertvoller, sagt ihr Chef. „Gerade große Firmenkunden wollen das Gefühl haben, dass sie einem vertrauen können und man sich um sie kümmert.“ Dank der Krankheitserfahrung relativieren sich Probleme, sagt Iris Damb, sie sei gelassener, noch einfühlsamer geworden. Ihre Hauptaufgabe ist Kümmerer.

Der Jahrestag hat sie überrascht

Der Jahrestag ihrer Erkrankung habe sie überrascht, sagt sie. Wie ging es ihr damit? „Kacke“, meint sie. „Aber hilft ja nicht.“ Sie hat an dem Tag mit einer Freundin darüber telefoniert, dann ging es wieder besser. Ihr Umfeld gibt ihr Halt.

Einmal hat sie ihr Auto vor der Arbeit im Gründerzentrum abseits der ausgewiesenen Parkplätze abgestellt. Angehalten, habe sie etwas verärgert gesagt, sie hätte eigentlich Anspruch auf einen Behindertenparkplatz, schließlich sei sie zu 100 Prozent behindert. Einen Behindertenparkplatz will sie indes nicht – zu viel Papierkram und außerdem könne sie ja gehen.

Trotzdem wurden daraufhin zwei Behindertenparkplätze vor dem Gründerzentrum angelegt. Iris Damb sagt, sie stellt ihr Auto auf einen regulären Parkplatz.